

Zur Einführung

Heutzutage ist das Wesen des Weihnachtsfestes für uns auf einen einzigen Tag zusammengedrängt: den 24. Dezember. Natürlich sind uns der Erste und Zweite Weihnachtsfeiertag als arbeitsfreie Tage hochwillkommen, aber diese beiden Tage wirken seltsam inhaltsleer, es will gleichsam scheinen, als habe man mit Brauchtum und Kommerz in der Adventszeit sowie mit Kirchgang, Geselligkeit und Bescherung an Heiligabend sein weihnachtliches Pulver komplett verschossen.

Zu Johann Sebastian Bachs Zeiten lagen die Dinge etwas anders. Weihnachten wurde drei Tage lang gefeiert (wie übrigens auch Ostern und Pfingsten), und zwar am 25., 26. und 27. Dezember. Der Heilige Abend spielte keine große Rolle, der Gottesdienstbesuch an den darauffolgenden Tagen umso mehr. Auch die Gottesdienste am Sonntag nach Weihnachten, der Neujahrstag, der Sonntag nach dem Neujahrstag sowie am 6. Januar (gemeinhin Epiphania oder Erscheinungsfest genannt) standen ganz im Zeichen der Geburt Christi.

Bach hatte bei seinem Amtsantritt in Leipzig im Jahre 1723 die Praxis vorgefunden, dass in den beiden Leipziger Hauptkirchen jeden Sonntag (außer in den „stillen“ Zeiten des Kirchenjahres) eine so genannte „Haupt-Music“ aufgeführt wurde, ein orchesterbegleitetes mehrsätziges Werk, das wir heute mit dem Begriff „Kantate“ belegen. Diese Musik, die der Thomaskantor allwöchentlich neu zu komponieren hatte, ließ das Tages-Evangelium „nachklingen“, bevor es in der Predigt wortsprachlich ausgelegt, d.h. für den Zuschauer begreiflich gemacht wurde. Daher wurde der vertonte Text der Gemeinde in gedruckter Form zum Mitlesen zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1734 wurden die von Bach vertonten Texte der Kantaten für den Ersten, Zweiten und Dritten Weihnachtsfeiertag, den Sonntag nach Neujahr sowie für das Erscheinungsfest gesammelt gedruckt (ohne Angabe des Autors) und mit der Überschrift *„Oratorium, welches die heilige Weynacht über in den beiden Haupt-Kirchen zu Leipzig aufgeföhret wurde. Anno 1734“* versehen. Dieser etwas umständliche Titel hat sich im Laufe der Jahre zum griffigen Schlagwort „Weihnachtsoratorium“ verdichtet.

Bachs Leipziger Kantaten bestehen auf der Ebene der Texte aus den beiden Grundelementen „Bibelwort“ und „geistliche Dichtung“. Letztere ist eng auf das Bibelwort bezogen und hat den Zweck, den Menschen die biblische Botschaft durch bestimmte sprachliche Verfahren auf andere Weise erlebbar zu machen. Zu Bachs Zeiten (und damit auch in seinen Werken) lassen sich zwei verschiedene Formen geistlicher Dichtung ausmachen, die wir der Einfachheit halber als „Mitsing-Dichtung“ und „Zuhör-Dichtung“ bezeichnen können. Erstere nennen wir im Verbund mit Musik heute gerne „Choral“ oder „Kirchenlied“, sie spielt auch in der Frömmigkeit des 21. Jahrhunderts noch eine herausragende Rolle. Die „Zuhör-Dichtung“ war weniger volkstümlich angelegt; sie wurde von theologisch gebildeten Literaten (oder literarisch gebildeten Theologen) verfasst und nahm sprachlich und inhaltlich sehr stark auf die Jetztzeit Bezug, mit dem Nachteil, dass sie auch sehr schnell veraltete.

Während wir noch heute Kraft und Trost aus den Mitsing-Dichtungen Luthers und Paul Gerhards schöpfen, erscheint uns die Zuhör-Dichtung sehr fremd, besonders diejenige aus dem 18. Jahrhundert. Für beide Dichtungsformen gab es musikalische Entsprechungen: Die Mitsing-Dichtung wurde, wie der Name nahelegt, auf einfache, volksliedartige Melodien gesungen, oft auch mehrstimmig für Chorgesang bearbeitet. Die Zuhör-Dichtung fand ihren Ausdruck in nicht weniger als drei musikalischen Formen: „großes Chorstück“, Rezitativ und Arie. Der Schwerpunkt lag jeweils anders: im „großen Chorstück“ ging es um Überwältigung und Atmosphäre, im Rezitativ um Erzählung und Textvermittlung, in der Arie um Besinnung und Betrachtung. Damit haben wir die wesentlichen Elemente zusammen, die Bach für seine Kantaten und damit auch für das „Weihnachtsoratorium“ zur Verfügung standen. Wenn wir den Kantatenzyklus nun näher betrachten, müssen wir zunächst das biblische Geschehen in den Blick nehmen, da alle Texte UND alle Musik im Schaffen Bachs – in dieser Hinsicht war er ein strenger Lutheraner – immer vom Bibelwort ausgehen.

Im Leipzig der Bachzeit wurden an Weihnachten alle vier Evangelien herangezogen, um das biblische Geschehen zu vergegenwärtigen. Im „Weihnachtsoratorium“ ist das Geschehen rund um die Geburt Jesu und die Anbetung durch die Hirten abweichend von der üblichen Leseordnung „gestreckt“ und auf die ersten drei Kantaten aufgeteilt, die restlichen drei Kantaten nehmen die Zeit bis zur Verfolgung der Heiligen Familie durch Herodes in den Blick. Da es unmöglich ist, die Texte und die Musik von auch nur drei der sechs Kantaten an dieser Stelle in ihrer Gänze zu würdigen, seien zur Einführung bzw. Nachbereitung des heutigen Konzertes nur einige wenige Textstellen kurz kommentiert.

Gleich die erste Arie der ersten Kantate überrascht mit einer Situation, die nicht mit einem neugeborenen Kind und seinen Eltern, sondern mit den Gefühlen erwachsener Menschen zu tun hat:

Bereite dich, Zion, mit zärtlichen Trieben / Den Schönsten, den Liebsten bald bei dir zu sehn! / Deine Wangen / Müssen heut viel schöner prangen / Eile, den Bräutigam sehnlichst zu lieben!

Der Tonfall dieses Arientextes ist eindeutig derjenige eines Liebesliedes. Das mag erst einmal verwundern, klärt sich aber auf, wenn man berücksichtigt, dass im jüdischen wie im christlichen Schrifttum das Bild der „Tochter Zion“ zur Veranschaulichung eines heilsgeschichtlichen Sachverhaltes geformt worden ist. Die Burg Zion als Sinnbild für die Stadt Jerusalem erfährt eine dichterische Verwandlung zu einer Person, genauer: einer Frau, die auf ihren Bräutigam wartet. Dieser Bräutigam ist niemand anders als Jesus von Nazareth. Jesu Ankunft in Jerusalem wird also mit der ehelichen Vereinigung von Mann und Frau gleichgesetzt. Und wie aus der Verbindung von Braut und Bräutigam Segen hervorgeht, so wird auch das Zusammentreffen Jesu und der „Tochter Zion“ als dem Symbol für das hoffende Volk Israel als segensreich ersehnt. Der

nachfolgende Choral schließt sich inhaltlich ganz eng an die Arie an, indem er auf subtile Weise auf das im Matthäusevangelium wiedergegebene Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen (Mt 25, 1-15) Bezug nimmt:

Wie soll ich dich empfangen / Und wie begegn' ich dir? / O aller Welt Verlangen, / O meiner Seelen Zier! / O Jesu, Jesu, setze / Mir selbst die Fackel bei, / Damit, was dich ergötze, / Mir kund und wissend sei!

Mit dem Wort „Fackel“ wird auf die Öllampen angespielt, welche im besagten Gleichnis von den klugen Jungfrauen, die auf ihren Bräutigam warten, mitsamt dem nötigen Brennstoff bereitgehalten werden. Das lyrische Ich in der Choralstrophe bekennt, dass es sich in der Situation des angespannten Wartens nicht gerade wohl fühlt und drückt die innige Hoffnung aus, dass es innerlich eingestimmt und bereit sein möge, wenn es zur Begegnung mit Jesus kommt. Auch heute kann uns diese Stelle noch berühren, denn wir alle wollen möglichst alles richtig machen, wollen uns nicht blamieren, wenn wir jemandem begegnen, vom dem wir uns sehr viel versprechen.

Ähnlich in der Defensive scheint auch der Anfang der dritten Kantate zu stehen:

Herrscher des Himmels, erhöre das Lallen, / Lass dir die matten Gesänge gefallen, / Wenn dich dein Zion mit Psalmen erhöh't! / Höre der Herzen frohlockendes Preisen, / Wenn wir dir itzo die Ehrfurcht erweisen, / Weil unsre Wohlfahrt befestiget steht!

Diese Worte besagen, dass alles menschliche Ringen um den angemessenen Lobpreis Gottes nur zu höchst unvollkommenen Resultaten führe, dass angesichts der Harmonie der Sphären und der Musik der musizierenden Engel im Himmel alle Singen und Spielen auf Erden nur Stückwerk sei, eben „Lallen“ und „matter Gesang“. Interessanterweise hat Bach sich nicht die geringste Mühe gegeben, die Unvollkommenheit des menschlichen Musizierens an dieser Stelle herauszuarbeiten. Im Gegenteil: er verfertigt eine brillante, geradezu mitreißende Musik. So mitreißend, dass einem vielleicht die Pointe des Textes entgeht, die da lautet: „weil unsere Wohlfahrt befestiget steht.“ Was ist damit gemeint? Ganz offensichtlich die Gewissheit, dass Jesus durch seinen Kreuzestod die Schuld der Menschheit getilgt hat und wir deshalb ganz angstfrei die Autorität Gottes anerkennen können, weil wir uns (und ihm) nichts mehr beweisen müssen. Dieselbe Botschaft klingt auch im Eingangschor des sechsten Kantate an:

Herr, wenn die stolzen Feinde schnauben, / So gib, dass wir im festen Glauben / Nach deiner Macht und Hülfe sehn! / Wir wollen dir allein vertrauen, / So können wir den scharfen Klauen / Des Feindes unversehrt entgehn.

Ausgehend von der biblischen Erzählung, dass Herodes dem jungen Jesus nach dem Leben trachtete, ruft uns der Textdichter in Erinnerung, dass wir allesamt vielfältigen Anfeindungen ausgesetzt sind, dass wir oft an uns (und an anderen) zweifeln

und uns in unserem Dasein bedroht fühlen. Dass Angst nur durch Vertrauen zu überwinden ist, weiß uns der Text ebenfalls zu vermitteln. Vertrauen wiederum kann nur geschaffen werden, wenn unter zweien einer bereit ist, die Deckung aufzugeben, sich damit verwundbar zu machen und den ersten Schritt zu gehen. Die Christenheit glaubt, dass Gott diesen ersten Schritt getan hat, indem er freiwillig einen Machtverzicht übte und sich selbst in Gestalt seines Sohnes verwundbar machte. Eine vertrauensbildende Maßnahme von kolossalem Ausmaß. Gerade die lutherische Theologie hat diesen Aspekt sehr betont und so nimmt es nicht Wunder, dass der Schlusschor der sechsten Kantate (und damit des ganzen Werkes) auf diesen zentralen Glaubenssatz ausgerichtet ist, wenngleich auch nicht durchgehend mit den versöhnlichsten Bildern:

Nun seid ihr wohl gerochen / An eurer Feinde Schar, / Denn Christus hat zerbrochen, / Was euch zuwider war. / Tod, Teufel, Sünd und Hölle / Sind ganz und gar geschwächt; / Bei Gott hat seine Stelle / Das menschliche Geschlecht.

„Gerochen“ ist eine altertümliche Vergangenheitsform von „rächen“ und auch das Zerbrechen und Schwächen will zunächst nicht zu unserem friedfertigen Jesusbild passen. Aber Jesus ist eben auch Christus, der Gesalbte, der Träger eines Ehrenzeichens, ein König. Und damit auch so etwas wie ein oberster Feldherr. Bedeutender ist aber ist der letzte Satz: durch Christus hat die Menschheit ihren Platz an der Seite Gottes gefunden. Und braucht nichts mehr zu befürchten.

Christoph Gaiser